

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 275 Bromberg, den 30. November 1932.

Mandus Frizens erste Reise

Roman von Ewald Gerhard Seeliger.

(26. Fortsetzung.)

Als sie um neun Uhr an Bord kamen, liefen sie Jonni in die Hände.

„Was fehlt dem Jungen?“ rief er so besorgt, als wäre Mandus schon so gut wie sein zukünftiger Schwiegersohn.

Andres Ochwatt erzählte den Hergang, nachdem sie den immer noch leise weinenden Mandus zur Koje gebracht hatten.

„Wieder das verfluchte Saufen!“ tobte Jonni Kaphengst sittlich entrüstet, der, seit dem Tage, an dem die elf Geneverkruken im Blauhai verschwunden waren, noch keinen Tropfen Alkohol über die Lippen gebracht hatte. „Aber warum heult er denn bloß so toll?“

„Er hat doch keinen Baum!“ erläuterte Kuno sachgemäß.

„Und warum nicht?“ knirschte Jonni fuchsteufelswild. „Warum hat er keinen Baum? Gleich saust du los und kaufst einen. In fünf Minuten bist du wieder an Bord.“

„Ich geh' mit!“ sprach Tetje und setzte sich die Mütze auf.

Im Eilschritt liefen sie durch den Hafen, um die Straßenecken und über die Plätze, ohne auch nur das geringste Zipfelchen eines Nadelbaumes entdecken zu können.

Auf der Piazza Corvetto machten sie halt.

„Die sind schon alle ausverkauft!“ erklärte Tetje. „Heut' abend kriegen wir in Hamburg auch keinen mehr.“

„Aber gestern und ehegestern waren auch keine auf der Straße!“ warf Kuno ein.

„Das ist wahr!“

„Und in den Häusern sind auch keine zu sehn.“

„Das stimmt!“

„Mich deucht, die Italiener haben überhaupt keine!“

„Aber Mandus soll einen haben!“ rief Tetje. „Und wenn wir einen abschneiden müssen!“

Und darum suchten sie weiter. Sie stießen in den Promenadenanlagen der Viletta di Negro und der Agua Sola auf viele grüne Bäume, aber es waren Palmen, Orangen, Feigen, Eichen und Kastanien. Und als sie endlich an einen Nadelbaum gerieten, da war es eine Pinie, deren Stamm einen Umfang von drei Metern hatte.

„Abschneiden können wir den nicht!“ stellte Kuno fest. „Und so einen dummen Baum mit Blättern? Das geht doch auch nicht!“

„Nein, das geht auf keinen Fall!“ stimmte Tetje bei. „Dann heult er nur noch toller. Und Jonni schmeißt uns das Gelump an den Kopf. Du weißt doch, wie er ist!“

Jetzt legte Kuno den Finger an die Nase und dachte furchtbar scharf nach.

„Ob sie hier wohl einen botanischen Garten haben?“ fragte er dann.

„Hm!“ machte Tetje und kniff das linke Auge zu. „Wir haben in Hamburg ja auch einen.“

„Und da pflanzen sie doch die Bäume hinein, die bei uns nicht wachsen“, fuhr Kuno weise fort.

„Ach so!“ nickte Tetje. „Und da meinst du, sie werden hier die Bäume hineinpflanzen, die bei uns wachsen. Kann schon sein! Botanischer Garten: Giardino botanico. Warum denn nicht? Fragen wir mal den Konstabler da drüben!“

„Via Balbi, Piazza San Carlo!“ wies sie der Schutzmann trotz der beträchtlich vorgerückten Stunde mit theatralischer Geste zurecht.

Eine halbe Stunde später erreichten sie diese öffentliche Anstalt, deren Gittertor offenbar eben aus diesem Grunde fest verschlossen war.

Da niemand auf ihr Klopfen öffnete, enterten sie auf und überstiegen die Sperre. Nun schlichen sie an den Beeten entlang und spähten nach allen Seiten. Ihren scharfen Hanseatenaugen genügte das Sternenlicht, um die von Jonni befohlene Botanik zu betreiben.

„Stopp!“ flüsterte Tetje, hielt Kuno am Ärmel fest und deutete nach links.

„Wahrhaftig!“ stieß Kuno hervor. „Da sind welche!“

Hier wuchs in einer Reihe eine ganze Anzahl stacheliger bis struppiger Bäumchen, und vor jedem einzelnen dieser Waldgesellen stand eine weiße Tafel mit Aufschrift.

„Picea mirabilis“, las Tetje auf der siebenten dieser Tafeln. „Oder die Tanne wunderbar. Die nehmen wir, die ist die schönste!“

Kuno zog seinen Knief aus der Tasche und begann zu säbeln.

Indessen hob Tetje den Pfahl mit der Tafel heraus, drehte sie um, legte sie mitten auf den Weg, kniete davor nieder und schrieb mit Bleistift auf die Rückseite: „Vielen Dank für den schönen Weihnachtsbaum! Tetje und Kuno aus Hamburg.“

Unter Kunos nerviger Seemannsfaust trennte sich das Bäumchen von seinem Standort. Dann nahm er es unter den Arm.

„Was machst du denn da?“ fragte er und schaute verwundert auf Tetje.

„Wir sind doch keine Seeräuber wie die alten Genuesen!“ erklärte der und steckte den Bleistift wieder ein. „Wir sind Hanseaten! Wir lassen uns nicht lumpen! Was wir kaufen, das wird bar bezahlt! Allemal! Weißt du, was in Hamburg so ein lüttjer Baum kostet?“

„Fünf Groschen.“

„Gut!“ sprach Tetje, langte in die Tasche und zählte fünf Zehnpfennigstücke auf das Brettchen.

„Und noch einen Groschen Trinkgeld für den, der ihn gepflanzt hat!“ sprach Kuno und legte ein sechstes Zehnpfennigstück dazu.

Dann gingen sie davon, und die sechs lumpigen Groschen glitzerten nach allen Seiten, als ob sie stracks vom Himmel gefallen wären.

Als Kuno und Tetje mit dem Bäumchen an Bord erschienen, schlief Mandus bereits. Seine Lider schimmerten zwar noch etwas feucht, aber die Nase hatte sich schon wieder zu ihrer natürlichen Farbe zurückbekehrt, und die Ohren machten auch schon Anstalten dazu.

Plötzlich aber erwachte er und riß die Augen auf. Da stand wahrhaftig auf der Back ein wunderfeiner Tannenbaum mit einem dicken, blaugrünen Nadelpelz an den

starren Zweigen! Ein Dutzend Lichter brannten darauf, und ein paar bunte Sterne aus Packpapier waren daraufgesetzt.

Und um diese Tanne wunderbar saßen Jonni, Cornelius, Andres Ochwatt, Kuno, Tetje und all die andern.

Hugo hatte die Harmonika zwischen den Händen und spielte ganz langsam und leise.

Mandus lächelte überglücklich.

„Er lacht wieder!“ rief Jonni.

Da stieß und zog Hugo so tüchtig an dem vierkantigen Lederbalg, der ihm auf den Knien lag, daß er sauste und brauste wie eine Orgel. Und er fingerte und fingerte, bis er endlich die richtigen Weihnachtstöne beisammen hatte:

„O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Wie treu sind deine Blätter!
Du grünst nicht nur zur Sommerszeit,
Nein, auch im Winter, wenn es schneit!
O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Wie treu sind deine Blätter!“

Zuerst sang Kuno allein mit, dann half ihm Tetje, und endlich konnten die andern auch nicht stumm bleiben. Und sogar Andres Ochwatt, der seit seiner Schulzeit nur gesungen hatte, wenn es galt, Katzen zu verjagen, erhob seine Stimme. Und wenn sie sich auch wie ein struppiger Besen anhörte, der über ein schadhaftes Ziegelpflaster kratzt, diesmal war er hinreichend entschuldigt.

Dann braute Smuije einen heißen Punsch. Und gleich beim ersten Glas ließ Tetje die Bark Fortuna und ihren Kapitän Jonni Kaphengst hochleben.

Und alle stimmten begeistert ein.

Als nach einigen Tagen Alois Wohlgemut aus Traunstein, der deutsche Assistent am botanischen Garten von Genua, in die Gegend kam, wo seine Tannenpflanzung stand, geriet er in eine echt oberbayerische Wut, als er die Lücke erblickte. Und gerade auf die äußerst seltene Mirabilis waren die Diebe verfallen.

„Sakredi!“ fluchte er und ballte die Fäuste.

Als er aber gleich darauf den hölzernen Brief mit den sechs himmlischen Groschen fand, legte sich sein Zorn auf der Stelle. Lächelnd ließ er seine Blicke über den Hafen und den Horizont schweifen und sichtete unter allerhand nichtbotanischen Objekten auch ein dreimastiges Schiff, das mit vollen Segeln westwärts eilte. Und er wußte, daß auch dort ein Weg in seine deutsche Heimat führte, wußte aber nicht, daß dieses Schiff die Fortuna war, die außer einer Ladung Wein und Chemikalien auch seine teure Picea mirabilis hoch über dem Vortopp auf Nimmerwiedersehen entführte.

Mandus hatte sie nach altem Hanseatenbrauch am dritten Feiertag dort oben festgelascht.

Aber vorher hatte er noch schnell einen zwei Seiten kurzen Brief an seine Eltern und einen zwanzig Seiten langen Brief an Selma geschrieben. Das war die Antwort für die Ansichtskarte, auf der noch immer ein leiser Schimmer von Schweinsfischblut klebte.

Gleichzeitig hatte Jonni Herrn Frixen ein briefliches, aber scharfes Licht über seine Vaterpflichten aufgesteckt und der Post anvertraut.

Der freche Brummer.

Vier Tage später hielt Herr Frixen zwei geöffnete Briefe in den Händen, in jeder Hand einen, und starrte mit ängstlich aufgerissenen Äuglein bald in den einen, bald in den andern. Jetzt sauste das schöne Hotel mit dem Fahrstuhl und den elektrischen Klingeln vor seinen Augen ins Bodenlose. Sollte wirklich all sein Listen, Raten und Taten vergeblich gewesen sein?

Seine Knie zitterten, und drei große, runde Schweißtropfen sammelten sich auf seiner blanken Stirn, die sich im Laufe dieses Jahres stark nach hinten zu vergrößert hatte. Kreuzunglücklich sah er aus. Und keine einzige gleichgestimmte Seele besaß er in ganz Hamburg, der er sein tiefbekümmertes Herz hätte ausschütten können.

„Wenn Guste das erfährt“, stöhnte er schaudernd, „dann kriegt sie auf der Stelle wieder ihren Zustand.“

Zum Glück war Frau Frixen gerade unterwegs, um sich den so dringend benötigten Wintermantel zu kaufen. Das Geld dazu hatte sie von ihrem Gatten zu Weihnachten geschenkt bekommen. Und nach den Feiertagen galten ja schon, Gott sei Dank, die Ausverkaufspreise.

„Herr du meine Güte!“ seufzte Herr Frixen, als er Jonnis Brief zum dritten Male durchstudiert hatte. „Dazu also bin ich Vater geworden! Faule Fische und Schläge dazu!“

Hier krabbelte eine fette Schmeißfliege hinter dem Zeitungshalter hervor und begann sich startfertig zu machen.

„Mandus hat das Vorexamen mit Vorzüglich bestanden und soll kein Gastwirt werden!“ las Herr Frixen zum vierten Male halblaut vor sich hin und bekam einen roten Nacken. „Examen? Ich weiß von keinem Examen. Ich hab' ihn nicht darum gebeten. Das ist sicher nur eine faule Ausrede.“

Darauf schneuzte er sich dreimal im Trompetenton, und der fette Brummer wichste sich die Tragflächen.

„Mandus soll kein Alkoholhöker werden!“ las Herr Frixen weiter und erbleichte. „Solche Grobheiten muß man sich nun sagen lassen! Als ob Genever kein Alkohol ist! Und Alkoholhöker? Das Wort hab' ich auch noch nicht gehört. Das ist bestimmt so etwas wie eine Beleidigung. Ich bin doch nicht schuld daran, daß die Leute hier in Hamburg soviel Durst haben. Ich zwing' doch keinen dazu, Köhm und Bier zu trinken. Und wenn man nicht zuviel trinkt, dann ist es doch auch ganz bekömmlich. Und ein gutes Geschäft ist es auf jeden Fall, viel besser als Segelschiffskapitän. Ich zwing' doch keinen dazu, bei mir einzukehren. Sie kommen doch alle freiwillig die Treppe herunter. Was ist denn das bloß für ein Quatsch? Die Polizei würde doch keine Konzession vergeben, wenn es was Unrechtes wäre. Die Polizei muß doch wissen, was richtig ist. Das sind auch bloß Menschen. Und saufen tun sie doch auch ganz gern, die Herren Beamten. Was will er denn bloß von mir? Ich brauch mich doch gar nicht getroffen zu fühlen!“

Hier kamen einige durchgefrorene Gäste, die eine Runde Rumgrog verlangten. Nachdem sie sich erwärmt hatten und wieder verschwunden waren, vertiefte sich Herr Frixen zum sechsten Male in den Kapitänsbrief.

„Wie kommt der Mann dazu?“ murrte er tiefgekränkt. „Der tut ja gerade so, als ob er der Vater wäre und nicht ich. Hat er mir nicht in die Hand versprochen, dem Jungen den Seefahrtsfimmel auszutreiben? Kein Wort davon! Alles Schwindel! Keine einzige Silbe vom vierten Gebot!“

Herr Frixen ließ den Kopf hängen, ganz trübetümpelig saß er da. Die Sache ging ihm furchtbar nahe. Er schenkte sich ein großes Glas Boonekamp ein und goß es mit tiefbekümmerter Miene hinunter.

Dann las er die zwei Seiten, die von seinem Sprößling stammten.

„Koppelkursrechnung? Mißweisende Kompaßrose?“ ächzte er und schlug nach der ekelhaften Schmeißfliege, die durchaus auf dem Edamer Käse landen wollte. „Ein Brummer? Und das im Januar! Das wird ja immer schöner! Gibt es denn gar keine Ordnung mehr auf der Welt?“

Dann steckte er die beiden Briefe weg und suchte den gierigen Fliegerich mit der Serviette zur Strecke zu bringen. Aber die aufregende Jagd verlief ergebnislos. Der verärgerte Luftpirat ging hinter dem warmen Ofenrohr in Deckung.

(Fortsetzung folgt.)

Nächtliche Raubtierprobe.

Skizze von Eva Oelschläger.

Die Zirkusvorstellung ist zu Ende. Die Zuschauer verlassen das Zelt. Große Bogenlampen beleuchten die Wohnwagen der Artisten. Nun endlich haben die Menschen in der Zirkusstadt Ruhe. Nachtwächter beginnen ihre nächtliche Kontrolle. Hart klappen ihre Stöcke auf dem Steinpflaster. Lichtmaschinenmotore rattern in „der Stadt auf Rädern“. Girls eilen in ihre weiß eingerichteten Wohnwagen. Hausfrauen kochen ihren Männern noch Tee und Kaffee, um eine Stunde gemütlich sitzen zu können und bei Radiomusik noch Skat zu spielen. Chinesen halten in ihren Wagen Abendandacht. In kleinen Räuchertempeln opfern sie Moschus. Ernst und gemessen kommen die Indianer aus den Zelten.

Langsam schlendert Holten, der junge Tierlehrer, durch die Ställe. Bei den Elefanten verweilt er länger. Er liebt die grauen Kolosse besonders. Mand, sein Liebling, steht

ihn mit dem Rüssel zu sich heran. Die anderen wiegen ihre Rüssel gleichmäßig und schwer. Sie trompeten. Maud aber quietscht vor Vergnügen, da Holten in ihre Ohren Locklaute hineinruft. Sie wirft ihren Rüssel steil in die Höhe und läßt sich Zucker auf die rosige Zunge legen. Dann küßt Holten sie leicht auf die Zunge. Vor Vergnügen trampelnd entläßt sie ihren Freund. Die Pferde werfen ihre Köpfe bei Holtens Eintritt herum. Stallarbeiter putzen und bürsten noch die schönen Leiber. Leises Wiehern begrüßt ihn. Im Wasserbecken bellt Harry, der Seelöwe. Holten reicht dem Weibchen Lotte Heringe in das Wasser. Unendlich zart legt die Seelöwin ihr schwarzes Seidenköpfchen in seine Hand. Weiter wandert Holten. Diese Stunde nachts liebt er, wenn er mit seinen Lieblingen ganz allein ist. Scharfer Geruch schlägt ihm bei den Zebras und Gnus entgegen. Leise blöken die Kamele. Nachdenklich tritt Holten zu den Tigern. Gitta, die schöne, schlanke bengalische Tigerin, blinzelt ihn mit ihren hellen Glasaugen an. Leichte Tücke in den Augen verrät schlechte Laune. Der Tierlehrer begrüßt seine Löwen, indem er ganz nahe an ihren Käfig tritt. Othello, der große wilde Geselle mit der schwarzen Mähne, rennt im Käfig auf und ab. Holten denkt bei sich: „Mit dir ist heute nicht gut Kirschen essen." —

Die Laufgänge sind schon aufgestellt. In der Manege proben noch Chinesen und Tscherkessenjungens umher, die jetzt den Käfig verlassen müssen. Auf dem Kistenrand sitzen Feuerwehrleute und Arbeiter. Langsam kommen sie herangeschlendert. Holten übergibt ihnen Kästen mit Fleischstücken, die ihm während der Probe hereingereicht werden sollen. Seltsam still ist alles. Leer gähnen die Bänke ringsherum. Hoch oben im Zelt beleuchtet eine einzige Bogenlampe gespenstig die Manege.

Ein kurzes „Fertig!" Schon traben die Wüstenbewohner in den weichen Manegensand. Jäh bleiben die Tiere stehen. Mit lauten Zurufen ermuntert Holten sie, an ihre Plätze zu gehen. Die Stunde beginnt! Die Peitsche knallt. Holten läßt sich die Fleischstücke hereinreichen. Alle Löwen erhalten zunächst einen Leckerbissen. Wie alte Großpapas gähnen sie müde und faul. Aber majestätisch erheben sie die Häupter. Sie wissen, daß ihnen ein Stück Fleisch gewiß ist, wenn sie den Wünschen ihres Herrn und Lehrers Folge leisten.

Sascha, die rassige Löwin mit den unendlich schmalen Flanken, aber steht noch unbeweglich in der Manege. Teilnahmslos starrt sie durch die Stäbe des Gitters. Sie weiß, sie kann sich Extravaganzen leisten. Ist sie doch ihres Freundes Liebling. Strafend verfolgen sie die Blicke ihrer Kollegen. Aber ungezogen blickt sie nun auf Holten, der sie höflich auffordert, an ihren Platz zu gehen. Er lockt sie mit Fleisch und guten Worten. Aber umsonst. Frech schauen ihr grünlichen Augen den Meister an. Sascha weiß genau, sie bekommt keine Schläge, wenn sie ihren Kopf durchsetzen will. Sie kennt ihren Meister und weiß, was folgt. Sie hat sich nicht geirrt. Holten geht auf sie zu und wirft sie mit geschicktem Griff in den weichen Sand. Er legt sich auf ihren Körper und flüstert ihr viele gute Worte ins Ohr, die nur das Tierherz aufnimmt. Seinen Kopf lehnt er an den ihren, und sekundenlang verweilen so Mensch und Tier. Der Tierlehrer liebt diese Minute der großen Einigkeit. Der berauschende Wildgeruch fesselt ihn. Leidenschaftlich gibt er sich diesem Gefühl der Unvorsichtigkeit hin. Dann läßt sich Sascha auf ihren Klappsitz geleiten, um ihren Lohn entgegen zu nehmen. Mit sichtbarer Freude arbeitet das eben noch unlustige Tier und achtet auf jeden Wink des Meisters. Der baut eine Fassade.

Allmählich ist das Interesse bei den anderen Wüstenbewohnern auch erwacht. Ganz oben soll Othello zu sitzen kommen. Da aber helfen keine Zärtlichkeiten. Mit Stentorstimme versucht Holten, ihn aus seiner Trägheit zu reißen. Graziös huschen die anderen Tiere währenddessen rasch und sicher auf ihre Plätze. Dankbar brüllend nehmen sie ihre Happen entgegen. Othello erhält immer das Fleisch vor die Nase gehalten, und so gelingt es Holten, ihn auf seinen zugewiesenen Platz zu locken. Grollend, fauchend und brüllend läßt sich der Löwe endlich oben nieder. Schwer liegt sein Körper, als wolle er sobald nicht wieder aufstehen. Holten ist zufrieden und knallt mit der Peitsche. Folgsam begeben sich alle wieder an ihren Platz. Nur Othello denkt gar nicht daran, sich zu rühren. Mit dem langen Schweif peitscht er wild um sich herum. Gefährlich glüht sein Auge. Holten rüttelt endlich an der Staffage und wirft den schweren Körper des Tieres in den Sand. In denkbar schlechtester Laune begibt sich Othello endlich an seinen Platz. Ein gelber Blick trifft Holten. Der Tierlehrer fühlt, es ist besser, mit der Probe aufzuhören. Sonst werden die anderen auch noch gereizt. Aber die Spielstunde beginnt noch, die Holten seinen Tieren immer schenkt. Mit kurzem Pfiff jagt er sie alle durcheinander. Dieser eiserne Mann wirft sich zwischen sie. Die braunen Körper balgen sich im Sand, ja sie beißen sich sogar fest ineinander. Nur Othello spielt nicht mit. Starr sitzt er da. Die Laufgänge werden geöffnet, und herein jagt Holten die Spielschar. Bester Laune tobt sie den Käfigen zu. Nur Othello und Sascha rühren sich nicht vom Fleck. Schief schaut die Löwin ihren Freund an. Er versteht und wirft sie wieder in den Sand. Das gefährliche Spiel beginnt noch einmal, bis ein energischer Ruf Sascha in den Gang treibt.

„Othello, brav, mein Jung, geh vom Platz!" Othello wendet das große Haupt langsam dem Sprecher zu. Mensch und Tier messen sich. Leichtfüßig springt der wilde Schüler von seinem Sitz, um sich dem Gang zuzuwenden. Holten schmeichelt: „Brav, mein Jung, brav, mein lieber Othello." Doch plötzlich wendet sich das Tier. Holten hat an dem gelbschimmernden Auge gemerkt, wie gereizt der Löwe ist, und hält ihm eine Stange vor den Rachen. Er drängt das Tier ans Gitter, um es in die Enge zu treiben, aber mit noch schnellerem Sprung steht der Löwe auf der umgeworfenen Staffage. Brüllen erfüllt das Zelt. Hinten aus den Ställen antworten die anderen. In tückischem Gang läßt sich Othello wieder lenken. Rückwärts trabt er im Sand. Holten hält ihm die Stange vor. Er hat noch nicht zugeschlagen und will es möglichst vermeiden. Aber plötzlich bleibt das Tier wieder starr stehen. Holtens Nerven sind am Zerreißen. Diese große Geduld reibt ihn auf. Und ganz plötzlich setzt Othello über seinen Meister in riesigem Sprung hinweg und fällt schwer in den Sand. Laut faucht das Tier. Noch einmal versucht Holten den Löwen mit der Stange zur Vernunft zu bringen. Aber steif steht der Angreifer und wartet auf den ersten Schlag. Da reißt Holten die Geduld. Er wirft die Stange zur Seite und greift in die Pistolentasche an der Seite seiner Lederjacke. Das Raubtier wittert eine Gefahr. Die Sehnen und Muskeln spannen sich zum Sprung. Der ganze schöne Körper ist gestrafft . . . Da drückt Holten ab. Der Schuß umhüllt die schwarze Mähne mit Rauch. Wütend brüllt Othello auf. Mit einem mächtigen Satz ist er im Laufgang verschwunden. Der Schreckschuß hat seine Schuldigkeit getan. Nichts hassen die wilden Schüler mehr als Rauch und Feuer. Nichts hassen sie mehr als den Geruch von Pulver. Sie haben dann vielleicht eine Ahnung vom Tod und von verzweifelten Kämpfen ihrer Vorfahren in der Wildnis.

Holten steht bei den Stallburschen und raucht eine Beruhigungszigarette. Er meint scherzend: „Kinder, ich glaube, Othello frißt mich doch noch auf. Im übrigen wird der Raufbold morgen mal fasten." Dann geht er nochmal zum Gitter seiner Tiere. In seinem Herzen ist keine Wut, nur Traurigkeit. Die meisten Löwen schlafen schon fest aneinander geschmiegt oder übereinander gekugelt. Nur der wilde Kerl ist noch aufgeregt und rennt auf und ab. Da reicht ihm Holten ein Stück Fleisch durchs Gitter. Einen Augenblick stutzt das Tier. Es hält inne in seinem rastlosen Wandern. Langsam trabt es zum Gitter und greift mit der Tatze nach dem gebotenen Fleisch. Schwer läßt der Löwe sich am Gitter nieder. Zwischen beiden Vordertatzen hält er das Fleisch. Aber er verzehrt es nicht gierig. Gegen seine Gewohnheit beherrscht er seine Gier. Ruhig, dankbar und versöhnend schauen sich Mensch und Tier ins Auge. Holtens narbenbedeckte gütige Hand ruht beruhigend in der schwarzen Mähne.

Menschen und Tiere schlafen. Tiefer Friede herrscht in „der Stadt auf Rädern", die morgen schon wieder wo anders ruht. Lange liest Holten noch in seinem Wagen. Dann löscht er das Licht. Nachtwächter wandern durch die Wagengassen. Harro, der schwarze Schäferwachhund, bellt von Zeit zu Zeit, und Harry, der Seelöwe, antwortet heiser. Lichtmaschinenmotore rattern, und Tierlaute gleiten gedämpft durch die grauen Zeltleinenwände in die fremde schwarze Nacht hinaus. Zirkus, Wanderseligkeit!

Acht Tage Hochzeit.

Speisung von 2400 Festgästen.

In der Nähe von Szeged hielten die Kinder eines kleinen Grundbesitzers, Illés Ordög mit Namen, Doppelhochzeit. Der Sohn heiratete ein vermögensloses Mädchen aus der Umgebung und die Tochter einen armen Bauernburschen aus Kroatien. Für den Vater also durchaus kein Grund, eine so unerhörte Hochzeitsfeier zu veranstalten, über die das ganze Land die Hände über dem Kopf zusammenschlug, insofern man nicht selbst an der Hochzeitstafel saß . . .

Zum Hochzeitsmahl waren 2400 Personen geladen, der ganze Ort und auch noch die weitere Nachbarschaft. Da es unmöglich war, für diesen Festtrubel ein geeignetes, so großes Lokal ausfindig zu machen, beschloß der „splendide" Hochzeitsvater, seine Gäste in acht Turnussen zu je 300 Menschen speisen zu lassen. Im größten Saal des Dorfes wurde nun durch acht Tage hindurch für je 300 Personen gedeckt. Für die zahllosen Vehikel, Last- und Leiterwagen, Pferde und Automobile, erbaute der großzügige Schwiegervater auf seinem Hofe eine provisorische Riesenremise mit Boxen, Stallungen und Garagen.

Die beiden glücklichen Brautpaare waren verpflichtet, an allen acht Tagen der Feierlichkeit im Hochzeitornat zu erscheinen und mitzutafeln. Daß dies keine leichte Aufgabe für die Jungvermählten war, läßt sich wohl denken und mag noch im besonderen aus der üppigen Speisenfolge hervorgehen, die sie acht Tage lang hintereinander mit Musik und Tanz über sich ergehen lassen mußten.

Es sollen, um nur das Wichtigste zu nennen, täglich fünf Schweine, ein Ochse, vier Kälber, sieben Hammel, 150 Hühner, 50 Hasen und 300 Forellen verbraucht worden sein. Es gab abwechselnd den feinsten Schinken in Burgunder, die köstlichsten Roastbeefs, die herrlichsten Kalbskeulen, die pikantesten Hammelkoteletts, die mildesten Paprika-Schnitzel und die sanftesten Paprika-Hühner, und einmal auch zu Ehren des hohen Festgastes, Graf Pallfy aus Szegedin, ein ganz gewöhnliches, aber echtes Szegediner Gulyas mit 600 Pallfy-Knödeln. Getrunken wurden zirka 500 Hektoliter Wein, und zwar 1000 Liter Tokaier, 3500 Liter Landwein und 500 Liter Schnäpse.

Die Dirigentin des Hochzeitsmahles war die berühmte ungarische Chefköchin Gögöle, die sich schon anläßlich der Krönung Kaiser Karls I. zum König von Ungarn ruhmreich hervorgetan haben soll, indem sie dem Massenandrang der ungarischen Magnaten damals mit einem einzigen Kochtopf gerecht wurde . . . Ihr zur Seite standen vier Köche und einige Dutzend Handlangerinnen. Zwei große Orchester, Blas- und Streichmusik, wechselten sich in dem Csardas und ungarischen Weisen ab, und eine Zigeuner-Tanzkapelle unterhielt die jeweiligen Festgäste bis spät in die Nacht hinein und bis zu ihrem Hinauswurf durch Illés Ordög, der schon einen neuen Schub Hochzeiter erwartete.

Über die Kosten des Mahles schweigt die Geschichte. Es ist an sich auch gleichgültig — des Rätsels Lösung! Nach einem obskuren Testament eines Onkels der Ordög, der ein reicher Großgrundbesitzer war und sein Vermögen einem frommen Orden vermachte hätte, muß dieses Kloster stets für die Hochzeitsfeierlichkeiten im Hause Ordög aufkommen. Noch ein paar solche Hochzeiten und die Nachkommen des frommen Onkels haben seine fromme Stiftung gerächt . . . **Bdi.**



Er läßt sich nicht bei Lebzeiten versteinern.

Der rumänische Oberst, Gabriel Marinescu, ein Soldat von altem Schrot und Korn und trotz seiner Strenge bei seinen Untergebenen beliebt, bekleidet nicht nur das hohe Amt des Polizeipräfekten der rumänischen Hauptstadt, sondern hat sich auch sonst verdient gemacht, indem er den Bau einer neuen Polizeikaserne mit allen Errungenschaften der modernen Technik anregte, überwachte und auch feierlich einweihte. Vor einigen Tagen war Marinescu nach Sinaja zur Berichterstattung beim König gereist. Als er nach Bukarest zurückkehrte, stand er plötzlich im Kasernenhof sich selbst gegenüber, d. h. seinem eigenen Denkmal, das man in aller Stille als Zeichen der Verehrung für den hohen Chef hatte aufstellen lassen. Der Oberst war indessen anderer Meinung. Nachdem er den ersten Schreck über diese vorzeitige „post mortem-Ehrung" überwunden hatte, erklärte er barsch, daß es mit ihm so weit nicht sei, daß er einstweilen noch lieber in Fleisch und Blut unter seinen Mitmenschen wandeln wolle, anstatt berühmt, aber steinern sich dieses Dasein von einem Sockel zu betrachten. In seiner Gegenwart ließ er alsdann sein Ebenbild entfernen und an dessen Stelle zum Zeichen, daß seine Uhr noch nicht abgelaufen sei, einen riesigen Chronometer aufstellen.

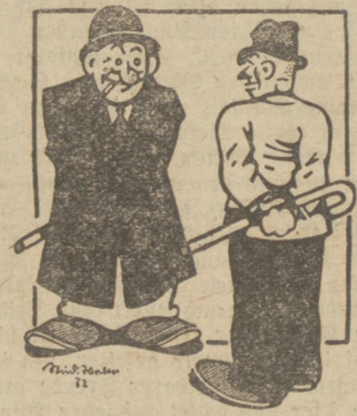
Anderswo läßt sich ein hoher Offizier sein Denkmal schon zu Lebzeiten und gleich in vielen Exemplaren gern gefallen. Trotz dieser Duldung ist seine Uhr aber noch lange nicht abgelaufen.

Der Robinson von Rinca.

Obgleich der moderne Nachrichtendienst es eigentlich als ausgeschlossen erscheinen lassen sollte, daß ein Schiffbrüchiger längere Zeit hindurch das Leben eines Robinson Crusoe führen muß, so kommen dergleichen Fälle doch ab und zu noch vor. Einer der interessantesten ist jener, von dem die Mannschaft des kürzlich in die Heimat zurückgekehrten französischen Walfängers „Tolosa" berichtet. Das Schiff hatte die kleine südlich der Magelhaenstraße gelegene und — wie man glaubte — völlig unbewohnte Insel Rinca angelaufen, um die zur Neige gegangenen Wasservorräte zu ergänzen. Dabei stießen einige Matrosen auf einen in rohe Felle gehüllten Mann, der über das unerwartete Auftauchen von Menschen aber keineswegs entzückt schien. Man redete ihn in allen zur Verfügung stehenden Sprachen an, ohne indes eine Antwort zu erhalten, so daß die Schiffsbesatzung glaubt, der zum Wilden Gewordene habe in jahrelanger Einsamkeit den Gebrauch der Sprache überhaupt verlernt. Man nahm also seine Zuflucht zur Gebärdensprache, die schließlich auch einen, wenn auch ungewollten, Erfolg hatte. Als der Mann nämlich begriff, daß man ihn aufs Schiff bringen und der menschlichen Gesellschaft wiedergeben wollte, schlug er sich mit einem gewaltigen Satze in die Büsche und verschwand. Die „Tolosa" mußte ohne ihren Robinson die Reise fortsetzen.



Optimismus.



„Gestern war ich wieder bei Schulze, mich vorstellen."
„Der hat dich aber doch schon dreimal hinausgeworfen. Wie war es denn diesmal?"
„Diesmal war es besser; er war nicht zu Hause!"

*

Patzig. „Das Beefsteak war klein und schlecht."
„Wenn es schlecht war, können Sie froh sein, daß es nicht größer war."

*

Der Gent. „Gestern habe ich einen jungen Mann gesehen, der sich so bewegte, wie ein junger Mann es soll."
„Wo denn?"
„Im Spiegel."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.